



Die Großeltern des Zeitzeugen mit ihren acht Kindern:  
Sie stammten aus der Oberpfalz und ließen sich in der Hochrunstfilze nieder.  
Foto: Scheuerer

## „ ... und dann haben wir hier gebaut.“

*Herr Sch. ist 1931 in Nicklheim geboren und wohnte die meisten der 80 Jahre seines Lebens in der Arbeitersiedlung, wemgleich er selbst nicht im Torfwerk arbeitete. Er erzählt seine Familiengeschichte, über seine Eindrücke als Heranwachsender in der Zeit des Nationalsozialismus, über Grundstückserwerb und Hausbau sowie über die Zeit, als er Gemeinderat war und sich für die Belange Nicklheims einsetzte.*

### **Kindheit**

Mein Vater war Hilfsarbeiter, anfangs im Torfwerk, dann in Brannenburg und schließlich beim Beilhack<sup>8</sup> in Rosenheim. Er wohnte in Nicklheim neben dem Flachswerk, wo ich auch geboren bin. Wir waren sieben Kinder, zwei sind gestorben. Einer mit einem Monat, der andere mit zwei Jahren an Kindstod. Genaueres wissen wir nicht über seinen Tod. Mein älterer Bruder ist 1930 geboren, ich 1931, dann 1933 mein Bruder, der im Kleinkindalter starb, dann kamen Kinder 1935 und 1938 – letzteres ist später mit dem Motorrad tödlich verunglückt. Das erste Mädchen kam 1941 zur Welt, 1942 wieder ein Bruder und 1945 meine jüngste Schwester. Dazwischen verstarb ein Kind kurz nach der Geburt.

In dem Haus, in dem ich 1931 zur Welt kam, wohnte noch eine andere Familie mit insgesamt 13 Kindern. Als schon mehrere ihrer Kinder ausgezogen waren, hatten sie ein wenig Platz und wir konnten in den ersten Stock ziehen. Wir hatten zwei Zimmer: die Wohnküche und ein Schlafzimmer. Das Haus ist nicht groß, trotzdem war es für meine Eltern ein glücklicher Umstand, dass sie dort haben einziehen können. Meine Eltern wohnten zuvor in Grünthal, dort ist auch mein Bruder auf die Welt gekommen. Der Umzug war eine Verbesserung, auch weil mein Vater später im Torfwerk arbeitete, er hatte nicht weit zur Arbeit. Doch allzu lange blieb er nicht im Torfwerk, er arbeitete dann in Brannenburg in einer Zimmerei und später beim Beilhack in Rosenheim.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, zogen wir nach Nicklheim in den ersten Stock eines der zwei Nickl-Häuser. In jedem wohnten sechs, beziehungsweise sieben Parteien. Jedes Haus hatte zwei Eingänge. Die Häuser stehen heute noch in dieser Größe, ich glaube, sie wurden 1925 gebaut. Es waren für uns damals wunderschöne Häuser, aber eigentlich waren sie notdürftig gebaut. Zum Beispiel gab es nur einen Wasserhahn im Flur für jedes Stockwerk. Die Toiletten waren Plumpsklos im Haus. Wir hatten drei Zimmer für unsere Familie. Wir Geschwister schliefen zu zweit in jedem Bett.

Dann wohnten wir kurze Zeit im „großen Bau“. Etwa 1943 zogen wir in eine der zwei Baracken hinter dem „großen Bau“ in den ersten Stock, dort hatten wir auch drei Zimmer und einen kleinen Flur. Es gab noch kein fließendes Wasser im Haus. Am Hauseck stand ein Brunnen auf einer kleinen Grünfläche, die mit Birken bepflanzt war. Und neben den Baracken war eine Wasserleitung zum Pumpen, wo wir das Wasser holen mussten. Das Wasser war gut, es war nicht das Grundwasser, sondern kam vom Sulzberg. Man hat es im „Grandl“ im Herd warmgemacht. Einmal die Woche, am Samstag, war Badetag. Wir hatten eine große Wanne, und einer nach dem anderen ist dort in der Küche gebadet worden. Das Abwasser haben wir in die Klos geschüttet. In den Häusern gab es keine Abwasserleitung. Zum Baden sind wir nicht ins Waschhaus, das machten wir in der Küche. Das hat jeder so gemacht.

Der Vorteil an dieser Baracke war, dass wir neben den drei Zimmern der Wohnung den ganzen Speicher dazu hatten. Mein Vater machte daraus einen Bretterverschlag. Er war handwerklich geschickt und hat für meinen Bruder und mich zwei Betten gezimmert. Geschlafen haben wir darin auf Strohsäcken, wir hatten keine Unterbetten oder Matratzen. Damals war ich 14 Jahre alt. In der Mitte des Raumes konnte ich aufrecht stehen, sonst nicht. Die Betten waren seitlich, so dass man aufrecht in den Raum gehen konnte.

*I: Wie hellhörig war es in einer Baracke?*

So viel hat man von den anderen nicht mitbekommen.



Die sechs Geschwister ca. 1944, im Hintergrund ein Arbeiterwohnhaus des Torfwerks. Foto: Scheuerer

Insgesamt vier Mal bin ich als Kind und Jugendlicher innerhalb Nicklheims umgezogen. Der Niedermeier Hias hatte einen Bulldog [Traktor] mit Anhänger. Wenn man umgezogen ist, ist er mit dem Gefährt eingesprungen. Aber so viel hat man ja nicht gehabt. Ein Umzug verlief ganz einfach. Als wir in das Nickl-Mietshaus zogen, hatten wir kaum Mobiliar: Vier Betten aus Holz, für unsere Kleider war eine Kommode mit Schubladen da. Als wir in den „großen Bau“ gezogen sind, waren wir schon mehr Kinder und die Wohnung hatte 30 Quadratmeter. Mein Vater war ein Bastler und Tüftler. Er hat zum Beispiel eine Kredenz gebaut, das ist eine Art Küchenschrank mit einem Aufbau. Als wir in den „großen Bau“ zogen, hatten wir den Schrank schon. Dann sind wir in die Baracke daneben gezogen, weil wir dort mit dem ausgebauten Speicher vier Zimmer hatten. In der Baracke blieben wir, bis wir unser Haus gebaut hatten.

### Haustorf

Wir heizten immer mit Torf. Unseren Haustorf haben wir selbst gestochen. Es gab einen, der die Hausstiche zugeteilt hat. Das waren Parzellen, in denen noch Torf war, aber ein großer Teil schon ausgetorft war. Es waren längere Stadel dort gestanden.

Als wir größer waren, mussten wir Kinder Torf radeln<sup>9</sup>. Einmal war mein Vater im Krankenhaus, und unser Onkel hat uns den Torf gestochen. Wir waren 13, 14 Jahre alt, mein Bruder und ich

mussten den Torf mit dem Schubkarren radeln. Da sind wir auf dem Zahnfleisch daher gekommen. Wir hatten auch meinem Vater bei der Arbeit immer geholfen, aber er hatte viel langsamer gearbeitet als der Onkel.

Um den Wintervorrat an Torf zu stechen, brauchten wir etwa zwei Wochen. Und dann kamen die Arbeiten mit dem Umkasteln der Torfstücke. Als mein Onkel mitgearbeitet hat, ging es schneller - er hat den ganzen Vorrat für einen Winter an drei Tagen gestochen. Das war schon eine außergewöhnliche Leistung.



Beim Haustorfstich. Foto: Scheuerer

Zum Radeln haben sie noch Gleise gehabt. Viele haben es auch mit den Schubkarren gemacht. Beim Kasteln kommen immer sechs Torfstücke aufeinander. Wenn die oberen trocken sind, kommen die unteren nach oben und die oberen nach unten, so dass die unteren auch trocknen können.

### *I: Wie verbrachten Sie den Tag als Kind?*

Mein Vater hatte eine kleine Eisenbahn, mit der haben wir viel gespielt. Auch andere Kinder kamen zu uns wegen der elektrischen Eisenbahn. Im Sommer spielten wir viel draußen. So, wie die anderen Hufeisen geschmissen haben, hatten wir Eisenplatten, mit denen wir spielten. Oder wir hatten Holzschläger, hatten irgendwo einen Tennisball gefunden, damit spielten wir zwischen den Baracken. Als Spielzeug hatten wir noch Schusser. Schlittschuhe haben wir nicht bekommen, aber Ski. Wir sind damit auf den kleinen Hügeln in Pang und Großholzhausen gefahren,

auch mit den Schlitten. Außerdem hatten wir den Halliberg, das war der Berg, der für die Verladung vom Torf aufgeschüttet war. Er war etwa 50, 60 Meter hoch, die Torfwägen sind dort hinaufgefahren worden, der Torf wurde oben in die Waggons gekippt. Die Rückseite des Berges war unsere Skipiste. Unsere Ski waren ganz primitive Holzbrettl. Als mein Vater in der Zimmerei in Brannenburg gearbeitet hatte, hat er vom dortigen Werkmeister einmal zwei Ski bekommen. Die waren viel länger, als wir sie gewohnt waren, aber sie hatten schon Stahlkanten und Bindung.

Von März bis November, Dezember, so lange es halt ging, sind wir barfuß gelaufen. Viel Schuhwerk haben wir nicht gehabt. Viele hatten hohe Stiefel aus Leder, manche hatten Gummistiefel. Im Haus hatten wir Kinder halt Socken an. Wir waren bei jedem Wetter draußen, auch im Winter. Wir waren abgehärtet, erkältet waren wir nicht oft. An Kleidung hatten wir auch nur das Nötigste: Unterhemd, Pullover. Viele Frauen haben gestrickt, meine Mutter weniger. Aber wir haben immer Kleidung bekommen. Wasserdichte Jacken hatten wir, die zwar dünn waren, aber dicht.

Ich bin hier in Nicklheim zur Schule gegangen. Als ich in die Schule kam, war Luise Rinser gerade wieder von Nicklheim weggegangen. Ich hatte eine ältere Frau als Lehrerin, Frau Bernhard. Die spätere Schriftstellerin Luise Rinser hat in ihrem Buch Zustände geschildert, die so nicht waren. Sie schrieb, dass die Kinder voller Läuse waren, verdreckt und so weiter.

Ich bin gern in die Schule gegangen, habe gern gelernt. Ich wollte gern in eine weiterführende Schule gehen, aber es war nicht die Zeit, es war Kriegsende, als ich aus der Schule kam. Es gab keine Möglichkeit. Vielleicht konnten Bessergestellte weiter in die Schule gehen, aber damals auch nicht. Ich kann mich nicht erinnern, dass von uns Schulabgängern einer eine weitere Ausbildung gemacht hätte. Und wir hätten dazu ja auch nach Raubling zum Bahnhof müssen, um nach Rosenheim zu kommen. Als ich in Rosenheim die Schlosserlehre machte, kostete die Monatskarte 3,60 Mark. Und wenn viel Schnee lag, der

Erler Wind hat den Schnee verweht, musstest du schauen, wie du durch die Schneewehen kommst. Ich war normalerweise 15 Minuten mit dem Radl unterwegs, aber nicht bei Schnee. Beim Beilhack konnte ich keine Unterkunft bekommen.

Meine Kindheit war an und für sich schön. Unser Vater hat viel mit uns gespielt, ist viel mit uns spazierengegangen. Auch die Mutter. Natürlich hat es Streit zwischen uns Geschwistern gegeben. Einmal habe ich Mumps gehabt, aber sonst war ich recht robust. Gegen Diphtherie wurden wir geimpft. Mein Vater dagegen war sehr anfällig, er hatte mit dem Magen Schwierigkeiten. Es wurde ihm der halbe Magen entfernt, noch vom Professor Sauerbruch in München. In der Zeit war er krankgeschrieben, aber danach hat er weitergearbeitet, bis er 62 Jahre alt war und eine Rente bekommen konnte. Zwei Jahre später ist er gestorben.

Ich bin als Schulkind um sieben Uhr aufgestanden, die Schule war ja gleich gegenüber. In der Früh hat es Brot gegeben, in der schlechten Zeit auch Kartoffeln zum Malzkaffee. Der Malzkaffee war mit Milch gemacht. Es gab ein Milchgeschäft im letzten Haus links auf dem Weg nach Raubling. Eine Brotzeit gab es nicht für die Schulzeit. Vielleicht einmal einen Apfel.

Äpfel haben wir vor Beginn der Schule zusammengeklaut - wir schwärmten in Richtung Großholzhausen aus und lasen das Obst, das in der Wiese lag, auf. Die Bauern haben wir nicht gefragt. Wir wussten schon, wer von den Bauern scharf ist und wer nicht. Bei manchen mussten wir gleich abhauen, durften uns nicht erwischen lassen. Ab und zu haben wir die Bäume auch geschüttelt. Auf diese Art und Weise sind wir zu Obst gekommen. Hier in Nicklheim gab es halt beim Nickl zwei große Birnbäume, ein paar Apfelbäume. Beim Nickl das Obst - das ging so nebenbei. Sie waren nicht so streng.

Um 12 Uhr war die Schule aus. Meine Mutter war zum Teil daheim, später, als die Kinder größer waren, arbeitete sie beim Flachswerk. Dort hat sie geholfen, den Flachs auf der Wiese auszubreiten, „auszetteln“ sagten wir dazu. Die Flachsbauern brachten den Flachs in Bündeln. Diese wurden

geöffnet und der Flachs kam auf einen Schlepper. Sie brachten den Flachs auf dem Feld aus, damit die Pflanzen trockneten. Dann wurden sie wieder eingesammelt, auf den Wagen verladen und kamen lose in die Flachsrösterei. Dort wurde die Umhüllung vom Flachs geschlagen, damit man den Agn<sup>10</sup> bekam. Das war Handarbeit. Die Weiterverarbeitung geschah dann in Aßling, dort hatte der Bruder vom Rottmayr ein Werk. 1935 ging der erste Flachswaggon weg.

*I: An welche großen Feste erinnern Sie sich als Sie Kind waren?*

Weihnachten, Ostern. Firmung. Kommunion. Das waren schon Feste. An Ostern mussten wir die Ostereier suchen. Dann spielten wir Oascheiben<sup>11</sup> mit zwei Rechen. Bei uns waren immer viele Kinder, weil wir die Rasenfläche hatten, auf der man gut spielen konnte.

An Weihnachten war immer derselbe Ablauf. Wir sind in die Kirche gegangen. Wenn wir heimkamen, hat es etwas zu Essen gegeben. Früher hat es immer ein Gockerl oder eine Henne gegeben und später noch Schweinswürstl und Kraut. Das war Standard von Jugend auf. Die Bescherung war eine Überraschung für uns Kinder. Wir haben vorher nichts sehen dürfen, auch nicht den Christbaum in der Küche. Die Mutter hat alles vorbereitet. Wir Kinder mussten solange woanders warten, die anderen Zimmer konnten auch geheizt werden. In einem Zimmer stand eine Art Kanonenofen, den wir mit Sägemehl heizten. Die Christmette war mitten in der Nacht. Aber wir Kinder sind nicht gegangen. Als wir noch klein waren, eher, aber als wir älter waren, gingen wir nicht mehr in die Christmette. Als Geschenke haben wir Brettspiele und so weiter bekommen, oder für den Zug ein Zubehör. Außerdem Pullover, Socken, Schuhe. Wenn wir etwas gebraucht hatten, hat es meine Mutter aufgespart bis Weihnachten, damit sie das Gewand als Geschenk machen konnte.

### **Kirchgang**

Als Kinder mussten wir jeden Sonntag in die Kirche gehen. Das war Pflicht von jeher. Als wir größer waren, haben wir nicht mehr müssen und sind auch nicht mehr gegangen, wir haben uns

abgeseilt. Mein Vater ist nur selten in die Kirche gegangen. Die Mutter ging auch nicht. Nur wenn eine Beerdigung war, aber sonst hatte sie sonntags keine Zeit. Sie hatte viele Kinder, musste kochen, da ging es allein zeitmäßig schon nicht. Nur uns Kinder schickte sie immer. Wahrscheinlich, weil es sich so gehörte. Dem Lehrer wäre es egal gewesen, es war jedem freigestellt. Da gab es keine Bestrafung oder Kontrolle, wer am Sonntag in der Kirche war. Es gab trotzdem nur wenige Kinder, die nicht in die Sonntagsmesse gingen.

Es war normalerweise so, dass die Buben, die katholisch waren, nach der Erstkommunion Ministranten wurden. So ging man automatisch in die Messe. Wenn die Jüngeren nachkamen, sind die Älteren ausgestiegen. Ich war auch einmal Ministrant. Es gab auch immer einen Kirchenchor. Die Mädchen vom Fischbacher haben noch lange im Kirchenchor gesungen.

### **Hopfenzupfen**



Nicklheimer beim Hopfenzupfen 1935. Foto: Scheuerer

Zum Hopfenzupfen fuhren wir in die Holledau. Aber ich war ein schlechter Hopfenzupfer. Ich habe nichts zusammengebracht. Die Leute, die fünf, sechs Körbe mit Hopfen am Tag voll machten, waren gut. Ich brachte höchstens zwei zusammen. Mein Bruder war auch dabei, er hat fünf, sechs Körbe am Tag gemacht. Wir fuhren mit dem Zug dorthin, mein Großvater hat es jedes Jahr organisiert und die Leute zusammengetrommelt. Es waren fast immer die gleichen, die Zeit hatten oder Urlaub nahmen. Es dauerte meist vierzehn Tage und wir waren auf dem Hof

untergebracht, bekamen dort das Essen. Sie haben gut gekocht. Es waren oft Frauen dabei, die nicht in die Arbeit gingen. Sie konnten sich so nebenbei etwas verdienen. Es war ein gutes Zubrot.

In Nicklheim war 1939 Trachtengaufest. Ein Mann schrie: „Jetzt ist es im Radio gekommen. Jetzt können wir endlich kämpfen!“ Er hat sich so gefreut, dass Krieg war. Ich sehe heute noch vor mir, wie er gejubelt hat, weil er nun einrücken darf. In dem Haus, in dem er wohnte, ist der erste Nicklheimer gefallen. Aber die meisten waren vom Kriegsbeginn nicht begeistert. Viele von den älteren Nicklheimern waren im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen. Sie wußten, was gespielt wird. Franzosen und Russen arbeiteten als Kriegsgefangene im Torfwerk und im Flachswerk. Aber ich kann mich nicht recht daran erinnern, ich war zu jung. Ich hatte keinen Kontakt zu ihnen. Wir haben sie nur gesehen, im Lager sind sie in ihrer Baracke aus- und ein gegangen. Es gab extra Baracken für sie beim Rottmayr. Zwischen meinem Geburtshaus und dem Flachswerk war eine Baracke, in der sie wohnten. Die Frauen waren extra, aber das weiß ich nicht mehr genau. Es waren einige Wachposten dort.

Ich war beim Jungvolk, kurze Zeit. Aber da war nichts los. Es gab keine größeren Aufmärsche, Sportkämpfe in Nicklheim. In Raubling und Neubeuern war hauptsächlich die Parteiorganisation. Einmal, als ich Schulkind war, mussten wir in Neubeuern einen Sturmangriff mitspielen. Die Jungvolkführer hatten das organisiert. Das war alles. Bei uns gab es auch keine Sammlungen fürs Winterhilfswerk. Wir waren praktisch alle arm, die ganze Ortschaft.

Politik hat keine Rolle gespielt. Es haben hier einige gewohnt, die bei den Kommunisten aktiver waren. Aber das ist schnell eingeschlafen. Als man hörte, dass manche verhaftet, eingesperrt wurden, nach Dachau gekommen sind, ist es ruhig geworden. Das hatte abschreckende Wirkung. Ein Onkel von mir war mal kurz in Dachau, dann der H., es waren einige. Und das hat sich herumgesprochen. Sie sind auch wieder herausgekommen. Mein Onkel wurde dann als Soldat eingezogen und kam erst spät aus der Kriegsgefangenschaft heim.

Mein Vater hatte einen Volksempfänger. Viele Haushalte mit Radio gab es nicht. Dass wir einen hatten, machten wir im Dorf nicht bekannt.

### **Kriegsende in Nicklheim**

Es gab einen Vorfall mit meinem kleinen Bruder. Er war im Kinderwagen gesessen und rief: „Schau, ein Neger!“ Der Amerikaner hat sofort eine Pistole auf ihn gerichtet. Meine Mutter hat sich vor das Kind gestellt. Aber das war halt ein Schreck, mehr ist nicht passiert. Die Amerikaner waren in Raubling bei einer Metzgerei einquartiert, dort hatten sie auf der Wiese mit Zelten ihren Lagerplatz.

Verschiedene deutsche Soldaten sind hier untergeschlüpft. Mein Vater ließ zum Beispiel einen Wehrmachtsoldaten aus Ostpommern übernachten, damit er nicht entdeckt wird, das machten mehrere hier.

Die Kriegsgefangenen haben das Kriegsende gefeiert, sie sind dann wieder in ihre Heimat zurück. Es gab einen Mann aus Pfraundorf, der seine Freundin in Nicklheim besuchen wollte. Er wurde später tot im Wald gefunden. Er wollte dem russischen ehemaligen Gefangenen vermutlich sein Radl nicht geben, da haben sie ihn erschossen.

Es gab halt viele Amerikaner, die mit ihren Autos nach Nicklheim fuhren. Sie waren auf der Suche nach Frauen, mit denen sie sich sexuell betätigen konnten. Das war ihr Hauptanliegen, aber sonst ist eigentlich nichts passiert. Wir haben halt die Lkw's nach Zuckerpaketen durchsucht. Einmal hat uns einer dabei erwischt. Er brachte uns gleich nach Raubling zur Polizeistation, aber die Polizei ließ uns wieder laufen. Es war mehr oder weniger eine gesetzlose Zeit. Und wir haben halt gesucht, was wir finden konnten. Hunger hatten wir immer.

Beim Bau vom Kindergarten haben alle mitgeholfen. Heute ist dort das Pfarrheim. Als nach dem Krieg der Lehrer – er war Nationalsozialist gewesen – nicht mehr unterrichten durfte, hatten die Schüler in dem Gebäude den Unterricht.

### **Ernährungslage in den Nachkriegsjahren**

In einem Winter – war es 1946 oder 1947 – brauchten wir 20 Zentner Kartoffeln. Wir waren eine siebenköpfige Familie, die Großmutter kam später auch zu uns. Das meiste, was wir zu Essen hatten, waren Kartoffeln. Es gab über die Lebensmittelkarten in der Woche einen Wecken Brot, 1000 Gramm pro Kopf. Wenn wir das Brot bekommen hatten, haben wir es gleich gegessen und zur Mitte der Woche schon nichts mehr gehabt. Irgendwann hat uns die Mutter einem jeden seinen Wecken gegeben und gesagt: „Macht damit, was ihr wollt.“

Die Kartoffeln kauften wir von einem Bauern aus Pang. Wir hatten einen kleinen Garten, vielleicht vier Meter breit und zehn Meter lang. Darin gruben wir ein Loch aus, legten es mit Zweigen aus, schütteten darauf die Kartoffeln und bedeckten es wieder mit Erde. Immer, wenn wir Kartoffeln brauchten, haben wir aus dieser Miete hinter unserm Haus welche geholt. Das war einmalig, das war viel wert. Meine Mutter machte Kartoffelsuppe, Kartoffelnudeln. Irgendwas hat sie schon immer hergezaubert. Die Lebensmittelmarken für Butter und so weiter waren viel zu wenig. Davon wurden wir nicht satt. Und wenn es Fleisch gab, hat halt der Vater am meisten bekommen.

Viele sind zu den Bauern zum Hamstern gegangen. Aber ich habe das nicht können. Meine Eltern machten es auch nicht, mein jüngerer Bruder schon. Er ging mit einer Tasche los und fragte auf den Höfen, ob er etwas bekomme. Manche haben etwas gegeben, manche nicht. Es waren immer die Gleichen, die loszogen.

*I: Hat es Freundschaften zu Bauern gegeben?*

Nein. Bei uns wenig oder gar nicht. Irgendwie waren wir verrufen. Kommunisten, Banditen, Verbrecher, hat es geheißt. Da wollte keiner etwas von uns wissen. Das hielt an bis lange nach dem Krieg. Wenn wir mit dem Fußballverein auswärts spielten, hat es geheißt: „Die Filzler“, immer abwertend.

*I: Wie war es für Sie als Kind, wenn Sie das hörten?*  
Wir waren nicht so viel in anderen Ortschaften.

Wenn wir zum Haareschneiden mussten, bist du nach Raubling und schnell wieder heimgefahren. Da hast du keinen Bekanntenkreis gehabt.

Wenn wir vor der Schule mit den Rädern losgefahren sind, um nach Obst bei den Bauern zu suchen, waren wir in Derndorf, Litzldorf. Wir kannten die Wegerl dorthin, es sind etwa zwei Kilometer Wegstrecke. Aber wir kannten keinen der Bauern. Wir hatten auch überhaupt keinen Kontakt zu den Kindern der Bauernfamilien, die rund um die Filze wohnten. Wir waren ein Ort, ein Viertel, das einfach nicht anerkannt worden ist. Von allen Umliegenden waren wir gering geschätzt: „Ach, ihr Filzler!“ Das war schon ein geflügeltes Wort und hat keinen Kontakt ermöglicht. Im Fußballverein hat das keine Rolle gespielt. Dort spielte ich auch mit Bauernkindern in einer Mannschaft. Aber da war man der Sportkamerad, das war etwas ganz anderes.

Mit dem Trachtenverein ist der Kontakt zu den umliegenden Dörfern besser geworden, das war nach dem Krieg. Doch ich war nicht im Trachtenverein, ich war beim Fußballverein in Raubling dabei. Dort zählte nur die Leistung, da spielte es keine Rolle, woher man kam. 1953 haben wir den Nicklheimer Fußballverein gegründet. Bis dahin spielten manche Nicklheimer in der Großholzhauser Mannschaft mit, manche in Raubling. Dann sagten wir uns: Wir bringen so viele Spieler zusammen, dass wir selbst einen Verein gründen können.

*I: Wie war die Lebensmittelversorgung vor Kriegsende?*

Wir haben immer eine einfache Ernährung gehabt: Es gab Kaiserschmarrn, Kartoffelschmarrn oder Kartoffelgulasch. An Brot hatten wir nur das Nötigste, denn Geld hatten wir nicht viel. Der meiste Hunger herrschte gegen Kriegsende und in der Nachkriegszeit. Aber gewildert oder gefischt habe ich nie. Wir hatten einen Garten, in dem wir Kartoffeln und Gemüse angebaut haben. Das hat uns viel gebracht. Außerdem hatten wir Kaninchen und Hühner, auch drei, vier Ziegen. Hinter der Baracke war ein Schuppen für die Ziegen. Die Großmutter hat sie immer gehütet. Das Gebiet war ja offen, also

gab es keine Begrenzung. Einzäunen hätten wir die Tiere nicht können, dazu fehlte uns das Material. Wir mussten halt aufpassen, dass die Ziegen nur das Grundstück abweiden und nicht abhauen. Viel Milch hatten wir nicht, aber wir haben Ziegenbutter gemacht, mein Vater hatte dafür ein Butterfass geschreinert.

### **Lehr- und Arbeitsjahre**

Mein Großvater ist immer zum Hopfenzupfen und zum Kartoffelklauben nach Baldham oder Vaterstetten mit einer großen Schar gefahren, um einen Zuverdienst zu haben. Denn die Leute hier waren alle ziemlich arm. So hatte er mit dem Schmied von Baldham Kontakt. Der Schmied hat ihn gefragt, ob er keinen Lehrbuben wüsste. Und so habe ich dort zu Arbeiten angefangen. Ich durfte deshalb, Anfang Oktober 1945, früher mit der Schule aufhören. Aber ich arbeitete nur ein paar Wochen bei diesem Schmied. Er war so grob, dass ich heimgekommen bin und dem Vater gesagt habe: „Das kann ich nicht mehr weiter machen.“ Mein Vater war damals in München im Krankenhaus gelegen, weil er am Magen operiert werden musste, sein halber Magen wurde entfernt. Er meinte: „Dann hörst du auf.“ Über Weihnachten war ich zu Hause und fand schließlich beim Beilhack in Rosenheim eine Lehrstelle. Dort lernte ich Schlosser, das war im März 1946. Die Lehre dauerte bis zum Herbst 1949. Damals hat die Monatskarte für die Zugfahrt nach Rosenheim 3,60 Mark gekostet. Und 5 Mark war zu Beginn der Lehrzeit mein Wochenlohn. Als ich den Gesellenbrief hatte, bekam ich 87 Pfennige Stundenlohn bezahlt.

Den Verdienst habe ich gespart. Wir hatten als Kinder schon eine Sparkasse, jedoch kein Konto auf der Bank - so etwas gab es damals nicht. Als Kinder haben wir einfach gespart, noch ohne Ziel. Das Nötigste haben wir ja von den Eltern bekommen.

1960 heiratete ich nach Fischbach am Inn. Von dort bin ich nach Langenpfunzen mit dem Fahrrad zur Arbeit gefahren, das war schwer, bei jedem Wetter, oft hatte ich Gegenwind. Das

ging über zwölf Jahre so, bis 1969, da wurde die Firma nach Neuburg a.d. Donau verlegt. Und schließlich arbeitete ich über 20 Jahre lang in der Vereinigten Papierwarenfabrik in Redenfelden.

*I: Wollten Ihre Eltern, dass Sie im Torfwerk arbeiten?*

Nein, ich habe auf alle Fälle etwas lernen sollen, denn im Torfwerk - das war schwere Hilfsarbeit. Mein Vater hätte schon etwas lernen sollen, Schreiner oder Zimmerer. Aber er hatte dazu keine Möglichkeit. Für die Holzarbeiten hatte er ein großes Geschick, er war ein richtiger Bastler. Er fertigte zum Beispiel beim Flachswerk das Balkongeländer.

Meine Geschwister haben auch nicht im Torfwerk gearbeitet. Der eine war in Rosenheim bei einer Brauerei beschäftigt, der andere bei der Bahn, der nächste in der Fabrik und später auch bei der Bahn. Eine Schwester hat auf der Gemeinde gearbeitet, die andere nach Stuttgart geheiratet, bei ihr weiß ich nicht, wo sie gearbeitet hat. Die Mädchen fanden nicht leicht einen Ausbildungsplatz. Meine Frau zum Beispiel, sie hätte gern Schneiderin gelernt, hat aber keinen Lehrplatz gefunden.

### **Eltern**

Mein Vater kam von weit her. Er ist in der Oberpfalz aufgewachsen, geboren 1904 in der Holledau. Wie er hierher kam, hat er nicht erzählt. Er wuchs in einer großen Familie mit neun Geschwistern auf und ist viel herumgekommen. Daheim war es immer eng mit den vielen Kindern. So ist er fort, kam nach Königsdorf bei Bad Tölz, dann war er in Reichenhall, dann in Nürnberg, dann kam er wieder in den Süden. Und irgendwann kam er wohl hierher und ist geblieben. Er ist immer der Arbeit hinterhergezogen, so könnte man vielleicht sagen. Er war immer ruhelos. Auch mein Großvater mit seiner Familie ist viel umeinandergekommen. Wo sie Arbeit gefunden haben, sind sie geblieben. Meine Mutter ist in Breitenstein in Niederösterreich geboren und war hier irgendwo als Hausmadl [Hausangestellte] in Stellung. So hat sie ihren Mann kennen gelernt. Getraut wurden sie 1930 in Pfraundorf.





Hochzeitgesellschaft 1930. Foto: Scheuerer

## Verwandte

*I: Hatten Sie zu Onkel und Tanten Kontakt?*

Viel. Sie waren fast alle hier verheiratet - die Geschwister von meinem Vater. Meine Mutter war ein Einzelkind, von ihrer Seite gab es nur einen Ziehbruder. Die Geschwister von meinem Vater sind fast alle hier geblieben, weil es hier Arbeit gab. Zum Teil arbeiteten sie im Torfwerk, zwei zogen in die Kreuzstraße bei Bad Feilnbach. Zu den Verwandten dort sind wir Kinder oft mit den Fahrrädern gefahren, es waren vielleicht sechs, acht Kilometer. Es gab einen Schleichweg direkt neben der Autobahn, an den Fischweihern vorbei. Den Weg wird es heute nicht mehr geben. Es gab keinen direkten Anlass, wenn wir dort hinfuhren. Wir haben halt dort mit den Kindern Ball gespielt, sind in den Wald hinaus. Es war ganz anders als heute. Ein Fahrrad war ein rarer Artikel und wir waren schon älter, als wir diese Ausflüge machten.

Die Kreuzstraße war eine kleine Arbeitersiedlung, kurz vor Feilnbach gelegen. Der Ort heißt heute noch Kreuzstraße. Damals stand dort ein großes Wohnhaus, in dem die meisten Familien wohnten, außerdem gab es noch ein paar verstreute Häuser. Wahrscheinlich gehörten die Häuser dem Torfwerk Feilnbach.

Es waren keine Familienbesuche wie heute, man hat sich einfach getroffen. Die Cousins und Cousinen aus Nicklheim haben wir in der Schule getroffen. Gespielt haben wir nur draußen. Wenn schlechtes Wetter war, kamen immer einige zu uns, wegen der Eisenbahn.

## Großeltern

Mein Großvater hatte den Ehrgeiz, jeden Tag 1500 Stück Torf zu stechen. Sein Name war Stafberger Alois, der Vater meiner Mutter. Er starb am 27.12.46 in der Kreuzstraße, war 1878 in Au bei Aibling geboren. Bis ins Rentenalter hatte er in der Hochrunstfilze Torf gestochen und dort gewohnt. Jede Baracke hatte dort zwei Eingänge. Sie gehörten dem Torfwerk.

Mein Großvater war ein recht schweigsamer Mensch. Er hatte vom Ersten Weltkrieg Schäden davongetragen, sah auf einem Auge schlecht. Er hat die Dinge genommen, wie sie kamen. Er war ein zielstrebigem Arbeiter, ist in der Früh in die Arbeit und kam erst wieder heim, wenn es finster war, wenn er seine 1500 Torfstücke gestochen hatte. Meine Großmutter war aufgeschlossener.

Meine Großmutter ist in Nicklheim gestorben. Mein Großvater verstarb zehn Jahre vorher in der Kreuzstraße. Dort hatten sie in ihrer Rentenzeit quasi eine Alm bewirtschaftet für einen Bauern, der in der Kreuzstraße ein großes Grundstück hatte. Der Bauer hatte dort seine Kühe und meine Großeltern haben sie versorgt. Sie hatten zusätzlich eine Rente, denn mein Großvater hatte ja immer im Torfwerk gearbeitet, meine Großmutter nicht. Als meine Großmutter Witwe wurde, ist sie bald darauf bei uns eingezogen.

Die Familie meines Vaters kam aus der Oberpfalz. Seine Eltern hatten nichts gehabt. Sie sind umeinandergezogen in ganz Oberbayern. Die Kinder sind alle an anderen Orten auf die Welt gekommen. Meine Großmutter ist früh gestorben, mit Ende 30. Sie hatte damals schon acht Kinder. Der Großvater ist mit 88 Jahren gestorben, ihn habe ich noch gekannt. Er heiratete noch einmal und wohnte gegen Ende seines Lebens mit seiner zweiten Frau im Wasserturm.

Wir haben ihn öfters besucht, sind einmal zum Hopfenzupfen oder Kartoffelklauben mitgefahren, aber sonst hatten wir keine nähere Beziehung zu ihm. Als kleines Kind hatte ich Kontakt zu den Großeltern mütterlicherseits. Sie haben damals in der Filzen gewohnt und gearbeitet. Zu ihnen hatten wir Verbindung, denn mein Bruder und

ich haben immer die Zeitung austragen müssen, und da sind wir auch immer zur Großmutter gekommen. Der Großvater war meistens beim Torfstechen, wenn wir kamen. Nicht, dass es für uns Enkel eine extra Belohnung fürs Zeitungbringen gegeben hätte. Auch an Weihnachten gab es keine Geschenke von den Großeltern. Wir sind auch an Weihnachten nicht zusammengekommen, das war nicht üblich. Keiner hat etwas gehabt, da ist für uns Enkel auch nichts abgefallen.

Heute laden wir an Weihnachten unsere Kinder zum Essen ein. Damals war es nicht so. Es waren alle finanziell nicht gut gestellt. Zum Essen hatten wir immer nur das Nötigste. Darum waren Einladungen selten. Das hat es überhaupt nicht gegeben, dass man mal wo eingeladen worden wäre wie heute. Kaffee trinken gab es sowieso nicht. Wir machten auch keine Besuche in anderen Familien. Vielleicht sind die Großeltern einmal nach der Kirche vorbeigekommen, aber wenn, dann auch nur kurz. Meistens gingen die Leute nach dem Kirchenbesuch gleich wieder heim.

*I: Was bedeutete Familienzusammenhalt?*

Der war ganz wichtig. Wir Geschwister sind miteinander aufgewachsen, haben miteinander gehungert. Das verbindet.



Die Großeltern beim Torfstich ca. 1940. Foto: Scheuerer.

Auf dem Foto sieht man: Oft haben sie oben und unten gestochen. Dann konnten sie unten und oben einen Wagen voll machen. Oben ist eine Fläche, wo aufgekastelt wurde und unten genauso. Dahinter sieht man eine Bretterwand, ein einfach gebauter Sonnenschutz. Wenn die Torfarbeiter Brotzeit machten, legten sie sich darunter in den

Schatten. Hier sieht man auf dem Bild rechts unten auch den Abfall: Die Torfstücke, die brachen, hat man einfach hinter geschmissen, diese hat man nicht weiter verwendet.



Auf dem Weg zum Nicklheimer Sportplatz. Im Hintergrund der Raupenschlepper des Flachswerks, ca. 1953. Foto: Scheuerer.

Der Mann mit den Stelzen ist mein Vater. Das Foto entstand, als wir den Sportplatz bauten, wahrscheinlich waren die Leute auf dem Weg zur Einweihungsfeier.



Frauen und Kinder beim Flachszetteln [ausbreiten]. Foto: Scheuerer



Beim Austragen der Zeitungen. Im Hintergrund die beiden Wohnbaracken westlich des großen Baus. Foto: Scheuerer

### **Torfaufseher und Bergrat**

Die Torfaufseher kontrollierten die Torfstecher, dass sie sauber arbeiten und so weiter. Sie hatten eine bevorzugte Stellung inne. Sie verdienten mehr und waren wie die Meister im Betrieb. Geduzt hat man aber alle, nur den Bergrat nicht. Der Titel des Obersten war „Herr Bergrat“, woher der Titel kam, weiß ich nicht. Den Bergrat kannte ich nur vom Sehen, er war der Chef der Werke in Rosenheim, Reichenhall und vom Torfwerk hier. Der Betriebsleiter vom Torfwerk hier war damals Herr Pfnür, er wohnte neben der Bäckerei, er ist hier genauso in die Wirtschaft gegangen. Die Stellung der Familie Nickl war auch hervorgehoben. Sie waren ja die Gründer von Nicklheim und das hat sich immer ein wenig gezeigt. Ich redete ihn zum Beispiel mit „Herr Nickl“ an.

### **Arbeit im Flachswerk**

Meine Mutter hat kurze Zeit in der Filze gearbeitet, sie hat die Torfstücke geradelt. Später hat sie manchmal im Flachswerk beim Auszetteln vom Flachs geholfen. Wenn sie eine Lieferung bekamen, wurden die Leute verständigt. Wenn es pressierte, mussten die Leute gleich in der Früh kommen. Die Arbeit war unregelmäßig. Der Niedermaier Hias hatte eine Raupe, einen breiten Schleppschlitten. Er fuhr damit die Ballen auf die Wiese, wo sie dann aufgemacht und der Flachs ausgebreitet wurde. Der Schlitten hatte Kettenräder, so dass er auf dem weichen Moorgrund gut fahren konnte.

Als Kind bin ich nicht mit meiner Mutter mitgegangen. Das durften wir nicht und es war für uns auch nicht interessant. Der Raupenschlitten ist auf dem Feld umhergefahren. Die Frauen mussten fleißig arbeiten, hatten aber einen niedrigen Stundenlohn.

„Ong“ ist das Überbleibsel vom Flachs. Es wurde in einen Turm hineingeblasen. Die anderen Flachsteile wurden zu Ballen gepresst. 1935 fuhr der erste Zug mit diesen Ballen nach Raubling, von dort kamen sie nach Aßling. In Aßling waren Verwandte vom Rottmayr, die den Flachs weiterverarbeitet haben.

Das Flachswerk Rottmayr wurde immer wieder

erweitert. Auf dem Foto [s. S. 167] sieht man die Anfänge des Flachswerks. Hinter dem Gebäude waren während des Zweiten Weltkriegs die Baracken mit den Gefangenen. Die Baracken wurden später abgebrochen. Es verlief ein tiefer Wassergraben zwischen dem Gelände und dem Nachbaranwesen. Heute ist er viel kleiner und verwachsen. Der Graben war wie eine Grenze, er war vier, fünf Meter breit. Ich glaube, damals war das Gelände auch mit Maschendraht umzäunt. Wie die gefangenen Arbeiter dort lebten, weiß ich nicht. Darüber wurde auch nicht geredet.

### **Hausbau**

Als mein Vater schon verheiratet und hier in Nicklheim war, hatte es sich angeboten, das ganze Grundstück hier, bis zum Wald - es war alles Wildnis, Dornen und Gestrüpp - zu erwerben. Der Siedlerverein von Großkarolinenfeld hatte die ausgetorfte Fläche vom Bayerischen Staat gekauft. Es gab eine Versammlung und wer sich meldete, dem wurde ein Grundstück zugeteilt. Die Verteilung ging nur an Einheimische. Und da griff mein Vater zu. Viele haben das Grundstück angenommen und haben es dann wieder an andere, aus Raubling zum Beispiel, weiterverkauft. Es gab verschiedene, die nicht bauen wollten. Wir haben 1939 den Grund bekommen, gebaut haben wir gleich nach Kriegsende. Bis dahin hatten wir auf dem Grund einen Garten angelegt mit Beeresträuchern, hielten dort Hasen, eine Wiese haben wir immer gemäht.

Mein Vater hatte ein ziemlich kleines Grundstück erwirbt mit 800 Quadratmetern, die anderen hatten zum Teil eineinhalb Hektar. Aber die Gelegenheit hat er genützt. Und dann haben wir hier gebaut. Ich war damals ein Kind, aber ich kann mich noch gut daran erinnern. Das Grundstück war voller Brombeerstauden und Brennesseln. Wir haben das Gestrüpp erst einmal abbauen müssen.

Ich glaube, dass noch der Großkarolinenfelder Verein die Siedlung entwässert hat, indem sie Rohre verlegten, damit das Wasser ablaufen konnte. Sie bestanden aus einem Material wie Dachplatten, jedes Rohr war etwa 40 Zentimeter lang. Es gab

hier viele Wassergräben, in denen das Wasser in Richtung Tannelbach ablief. Die Rohre leiteten das Wasser in die Gräben. Der verwilderte Grund war umgeackert, als wir ihn bekamen, zumindest war er eben und die Dornen weggeschoben.

Als die Grundstücke verteilt wurden, baute noch keiner. Der erste, der seines bebaute, war der F.. Sein Grundstück lag ganz hinten und sie stellten einfach eine Art Holzbaracke mit einem Mauerwerk auf. Das war während der Kriegszeit, glaube ich.

Als meine Eltern nach Kriegsende bauten, erhielten sie einen Zuschuss vom Staat, außerdem nahmen sie einen Kredit bei der Raiffeisenbank auf. Der Grund war sehr billig gewesen. Beim Bau haben wir selbst sehr viel gemacht. Der Onkel war Zimmerer und machte den Dachstuhl und alle Holzarbeiten. Und es war überhaupt bei uns üblich, dass einer dem anderen beim Bauen geholfen hat. Das war lange so in Nicklheim.

Vor der Grundvergabe 1939 waren es wenige, die selbst ein Haus besaßen: Der H., der Bäcker, und dann hat der Stefan J. gebaut. Auf der anderen Seite hinter dem Bäcker war der R.: Sie hatten ein kleines Sachl, sagt man, es war wie eine kleine Baracke mit drei, vier Räumen, das war alles. Es war zum Teil gemauert. Ein kleiner Bauernhof wird auch oft Sachl genannt, aber das Haus war noch kleiner. Doch es war ihr Eigentum. Sie hatten auch fünf Kinder.

*I: Waren Wohnungen rar?*

Eigentlich nicht. Es wurde viel umgezogen. Immer wieder haben die Leute die Wohnung gewechselt. Wenn die Familie größer wurde, brauchten sie eine größere Wohnung. Bei den Bauern haben keine gewohnt. Auch wenn ein Bauernhof direkt an die Filze angrenzte, das spielte keine Rolle. Dahin war keine Verbindung. Ich weiß auch keinen einzigen, der eine Stelle bei einem Bauern gesucht oder angenommen hätte. Diejenigen, die hierher kamen, stammten meist aus großen Arbeiterfamilien, die keine Landwirtschaft hatten.

Das Torfwerk hatte die Baracken und die Nickls hatten den „großen Bau“ und zwei Mietshäuser gebaut. Und neben dem „großen Bau“ standen zwei Baracken, von denen ich nicht weiß, ob sie

dem Torfwerk oder dem Nickl gehört hatten. Der Nickl war halt derjenige, der hier alles geleitet und gestaltet hat.

*I: Kannten Sie Wendelin Schmerbeck?*

Wendelin Schmerbeck habe ich gekannt. Wir haben zusammen Eisstock geschossen. Er war auch beim Siedlerverein am Anfang aktiv, bis er abgewählt wurde. Er war um einiges älter als ich.

*I: Auf einem Plan von 1940<sup>12</sup> ist neben dem Grundstück Ihres Vaters ein Grundstück mit dem Namen Wendelin Schmerbeck verzeichnet.*

Ja, er war damals Vorstand vom Siedlerbund Nicklheim. Schmerbeck hat ihn geleitet, oder war beauftragt von der Gemeinde, das weiß ich nicht mehr so genau. Beim Siedlerverein spielte die Parteizugehörigkeit keine Rolle. Ich glaube, es war 1939, als die Grundstücke vergeben wurden. Einige haben sie wieder zurückgegeben, weil sie keine Bauabsichten hatten. Auch der Schmerbeck gab sein Grundstück zurück, obwohl er sich für den Siedlerverein so eingesetzt hatte. Warum er seines wieder verkauft hat, weiß ich nicht. Er hatte es bis zum Verkauf als Garten zum Gemüseanbau genutzt.

Er war ein richtiger Kommunist. Er hat zwar keine großen Sachen gemacht, aber ... . Es waren mehrere Kommunisten hier. Sie wollten halt, dass es den Leuten besser geht. In der Gemeindepolitik spielten sie keine große Rolle, denn in Raubling gab es auch ziemlich viele Kommunisten. Und bei uns waren halt ein paar Ableger. Dagegen in Großholzhausen war dieses Denken überhaupt nicht vorhanden.

### **Sterbekassenverein und Arbeiterunterstützungsverein**

Der Rottmayr hat den Verein eingeführt, denn wir waren ja alle arme „Teifn“ [Teufel]. Wenn jemand gestorben ist, kostete es eine Menge. Er gründete den Verein mit 172 Mitgliedern. Immer wenn einer der Mitglieder gestorben war, gingen drei zum Sammeln. Jeder gab anfangs ein Fünzfgerl [fünfzig Pfennige], dann haben die Angehörigen 100 Mark als Unterstützung bekommen, damit sie die Beerdigung und das Grab, den Grabstein

bezahlen konnten. 1965 ist die Unterstützung auf 150 Mark gestiegen, 1977 auf 200 Mark. 1974 verstarb der Rottmayr und ich habe bis 1985 den Verein übernommen. In dieser Zeit kamen keine neuen Mitglieder dazu. Die Leute verdienten besser und der Verein wurde schließlich aufgelöst.

### Musikkapelle

In der Musikkapelle spielte auch mein Vater mit, sie spielten halt im Ort, wenn der Trachtenverein aufgetreten ist. Bei den Trachtenproben reichte es, wenn der Quetschnspieler die Musik machte. Wenn ein Tanz war, spielten sie zu viert oder zu fünft. Getanzt wurde hier hauptsächlich bei den Trachtenfesten. Als wir größer waren, sind wir nach Raubling und Rosenheim zum Tanzen. Zu dieser Zeit hat mich keiner mehr als „Filzler“ beschimpft, da waren die Vorurteile schon überholt. Es gab keine Diskriminierung mehr, nur weil man aus Nicklheim kam.



Die Nicklheimer Musikkapelle in kleiner Besetzung. Im Hintergrund eine Wohnbaracke an der Panger Straße.  
Foto: Scheuerer

### Trachtenverein

Als ich Kind war, gab es einen Trachtenverein, auch einen Raucherclub gab es einmal. Mein Vater war einmal Vorstand beim Trachtenverein. Ich war als Kind dabei, bis ich mit dem Fußball begonnen habe. Wir haben halt geplattelt, hatten einen Vorplattler und lernten das Schuhplatteln. Der Trachtenverein hatte sehr viele Mitglieder, fast alle Nicklheimer waren dabei, sie hatten auch eine schöne Tracht. Die Nickl-Wirtschaft hatte einen Querbau, das Salettl. Darin waren die Trachtenproben einmal die Woche.

1939, kurz vor Kriegsbeginn, war das große Gau-Trachtenfest in Nicklheim. Wir hatten kein Festzelt, wie es heute üblich ist. Das Gautrachtenfest hat im Freien stattgefunden und war gut besucht. Vor der Nickl-Wirtschaft war unter den Kastanienbäumen und auf der Wiese davor der Festplatz. Es gab auch einen Umzug. Dort, wo heute die Teerstraße verläuft, war eine Schotterstraße, höchstens zwei Meter breit. Autos hat es nicht gegeben, die Leute kamen auf dieser Straße mit den Fahrrädern oder zu Fuß. Busverkehr gab es keinen.

Die Nicklheimer sparten Geld an, um sich eine Tracht kaufen zu können. Die Männertracht war eine normale kurze Lederhose und ein Joppe dazu. Als Kind hatte ich keine Tracht. Beim Gau-Trachtenfest war ich neun Jahre alt, hatte halt eine Lederhose, aber keine Joppe.



Der Trachtenverein Bergla Buam Nicklheim Fotos: Baum

### Gemeinderat

*I: Sie waren 1978-1990 im Raublinger Gemeinderat, zuvor von 1960-1972 im Gemeinderat in Großholzhausen. Wofür haben Sie sich eingesetzt?*

Ich war damals Vorstand vom Sportverein. Und mit diesem Amt wird man gefragt, ob man für den Gemeinderat kandidieren will. Mein Vater war auch schon mal kurz im Gemeinderat in Großholzhausen gewesen. Ich habe mich aufstellen lassen

und bin überwältigend gewählt worden, insgesamt vier Mal. Ich war auch in Raubling gut bekannt, weil ich damals im Getränkevertrieb arbeitete. Auf Vorschlag des damaligen Bürgermeisters Neiderhell bekam ich später die Bürgermedaille in Silber.

An der Panger Straße waren damals keine Häuser gestanden, die Straßen waren in schlechtem Zustand. Ich habe mich dafür eingesetzt, dass die Kanalisation bis hierher kommt. Denn bis dahin hatten wir nur die Klärgruben. Für Großholzhausen war die Kanalisation damals vorgeschlagen, in Raubling war sie bereits gebaut. Die Großholzhäuser hatten jedoch abgelehnt, und ich schaute, dass die Nicklheimer mitmachen können. Deshalb beriefen wir eine Versammlung über den Siedlerverein ein. Der Bürgermeister ist nicht erschienen. Also habe ich ihn verteidigen müssen und mich für die Kanalisation eingesetzt. Ich habe die Leute überzeugen müssen, denn sie sagten: „Wie sollen wir das bezahlen?“ Ich sagte, es werde nicht so teuer. Die Kanalisation war die Voraussetzung dafür, dass in Nicklheim gebaut werden konnte. Und so konnten nach und nach die Grundstückseigentümer von den großen Flächen weitere Grundstücke vergeben. Wir hatten auch großes Glück beim Bau der Kanalisation. Es war ein Bilderbuchsommer. Es hat wenig geregnet, und die Wasserzurückhaltung wäre ja das Problem gewesen. So kam der Bau der Kanalisation relativ günstig. Die Kanalisation ist heute unser Glück. Die Leute, die einen Grund gekauft hatten, waren alles Arbeiter mit niedrigem Einkommen. Es waren dann auch alle froh, denn ohne Kanalisation hätte kein weiteres Haus gebaut werden dürfen. Bis dahin sind alle Abwässer in die Entwässerungsgräben geflossen, von dort in den Tannelbach und dann in den Inn. Wir hatten natürlich alle eine Odelgrube, diese waren dann überflüssig. Aber in den Gräben war nicht immer Wasser, es musste schon geregnet haben, dass darin Wasser geflossen ist. Auch die Straßen waren nur einfache Wege. Ich habe geschaut, dass wir Straßen bekommen, denn in Raubling haben sie zu jener Zeit viele Gehsteige gepflastert. Ich sagte also, bevor wir hier die Gehwege pflastern, muss erst einmal unsere Straße drankommen. Der Gemeinderat hat mich in dem Anliegen auch unterstützt.

In der Saline oben standen damals noch wenige Häuser. Als das Gleis abgebaut wurde, die Straße war in furchtbarem Zustand, habe ich mich dafür eingesetzt, dass das Gebiet in Bauland umgeändert wird. Es existierte für das Gebiet ein Bauverbot aus dem Jahr 1932, weil es eben ein Moorgrund ist. Ich hatte damals sogar einen Termin beim Kreisbaumeister. Er hat mir zugestimmt und das Bauverbot wurde aufgehoben. So konnten noch einige ihre Häuser hier bauen. Die Häuser wurden anfangs ohne Keller gebaut. Seit die Bautechnik verbessert wurde, konnten die Leute ihr Haus unterkellern. Viele konnten vom Torfwerk ihren Baugrund erwerben. Es handelte sich um Staatsgrund. Ich bin SPD-Mitglied. Nicklheimer waren überwiegend SPD-Anhänger. Für mich war es ganz klar, dass ich für die SPD kandidiere und wurde damit immer gewählt. Ich hörte als Gemeinderat auf, weil ich innerhalb der letzten Wahlperiode über 70 Jahre alt geworden wäre, und das wollte ich nicht. In der Zeit, als ich Gemeinderat war, kamen Nicklheimer vor allem wegen der Straßen auf mich zu. Der Weg von der Hochrunstfilze nach Pang war unmöglich, es war eine Sand- und Kiesstraße. Sie wurde erst nach 1978 geteert, nach der Gebietsreform.

### **Antrag auf Umgemeindung der Hochrunstfilze im Jahr 1968<sup>13</sup>**

Hinter dem Wasserturm, zwei Häuser weiter, verlief die Gemeindegrenze zwischen Pang und Großholzhausen. Die oberen Häuser gehörten zur Gemeinde Pang. Das heutige Pfarrhofgebäude war lange Zeit Kindergarten und dies wurde zum Streitpunkt mit der Gemeinde Pang. Denn Pang steuerte nichts zum Unterhalt für den Kindergarten bei, was den Anlass gab, dass die Leute aus der Hochrunstfilze einen Umgemeindungsantrag stellten. Sie wollten zu Nicklheim gehören und nach Großholzhausen eingemeindet werden. Der andere Grund war, dass die Infrastruktur nach Großholzhausen besser war als die von Pang nach Nicklheim. Zwischen der Hochrunstfilze und Pang waren ja große Wälder. Die Straße war schlecht und wurde nicht gebessert. Doch der Antrag wurde abgelehnt. Ein paar Jahre später, 1978, kam die Gemeindeneuordnung und Nicklheim mit der Hochrunstfilze kamen zu Raubling.